

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 94 (2004)

Heft: [2]

Artikel: Pannen, Patches, Prothesen

Autor: Vogel, Fritz Franz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1003980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pannen, Patches, Prothesen

Zur Dialektik des Flickens

Geflickt wird nicht mehr, sagt man landläufig. Teile werden bloss noch ersetzt, denkt man. Versuchen wir die Fakten zu bündeln und daraus Schlüsse zu ziehen.

Das Auto bringt man nach bestimmtem Kilometerstand grundsätzlich zum «Richten», wie die Bayern sagen. Der Service wird gemacht: das Öl gewechselt, das Getriebe geschmiert, eine Glühbirne ausgewechselt, Winter- mit den Sommerpneus vertauscht, ein Rostfleck ausgeschliffen und poliert, die Abgaswerte neu eingestellt. Ein gut gewartetes Auto ist nicht nur länger haltbar, sondern bringt als Occasion mehr ein.

Die Schweizerischen Bundesbahnen warten ebenfalls. Sie warten nicht, bis etwas kaputt ist, sondern sie warten, bevor es kaputt ist. Alle Schienengefährte sind permanent unter Kontrolle. Entweder schlagen an bestimmten Streckenstellen installierte Schadensmelder Alarm oder man versucht, a priori Pannen auszuschalten, indem Verschleissteile weit vor Erreichen der durchschnittlichen Lebensdauer ausgewechselt werden oder Schienenkontrolleure tags und nachts Weichen, Schrauben und Signale auf (Soll)bruchstellen inspizieren. Hinsichtlich Vandalismus ist man bemüht, Schäden umgehend zu beheben, um keine Nachahmungstäter zu ebensolchem Tun (versprayte Türen, verbrannte Sitze, zerkratzte Scheiben etc.) zu reizen.

Wechseln wir zu einem Hauseigentümer. Er kann Aufwendungen für Unterhaltsarbeiten nicht nur von den Steuern abziehen, sondern sie in bestimmten Fällen auch via Nebenkosten den Mietern weiterverrechnen. Zudem lohnen sich Sanierungen, da damit eine bessere Rendite durch einen angepassten Mietzins zu erreichen ist. Der DIY-Boom («Do It Yourself») der letzten 30 Jahre hat reiche Früchte getragen, weil handwerklich begabte Leute vieles im Haushalt selber machen (Renovationen, Um- und Anbauten, Verbesserungen, Korrekturen). Da im Prinzip jedes

Werkzeug im Hobby- und Baumarkt für recht günstiges Geld gekauft werden kann, Videos über Anwendungen von Baumaterialien vorhan-



Inhaltsverzeichnis

<i>Pannen, Patches, Prothesen.</i>	
<i>Zur Dialektik des Flickens</i>	33
<i>Arnold-Niederer-Stiftung</i>	
<i>Ferden, VS</i>	42
<i>Arnold-Niederer-Haus</i>	43
<i>Mitteilungen / Communications</i>	46
<i>Ausstellungen / Expositions</i>	48

den sind oder Gerätefunktionen und Bearbeitungstechniken in Themenkursen ausprobiert und angeeignet werden können, ist die bereits angejahrte Haltung, den teuren Handwerker zu sparen («Die Axt im Haus erspart den Zimmermann»), nach wie vor sehr modern.

Im Mikrokosmos der eigenen vier Wände fehlen bestimmt nirgendwo eine Tube Leim, eine Rolle Klebstreifen, etwas Draht, Isolierband, Zweikomponentenkleber, Sicherheitsnadeln, Heftklammern, Nähzeug etc. (um nur die allernötigsten Kleinutensilien zu erwähnen), mit denen mal dies oder das provisorisch oder auf Zeit geflickt wird, bis eine andere Sollbruch- oder Schwachstelle die Funktionen vermindert.

Wir sehen, Flicker als Wort ist möglicherweise aus dem alltäglichen Vokabular verdrängt worden, weil wir tatsächlich weit weniger mehr als früher einen Stofffleck annähen (wie das Harlekinkostüm). Doch die Tätigkeit ist jenseits des traditionellen textilen Ausbesserungshandwerks nach wie vor – und fast scheint es aus ökonomischem Zwang – wieder mehr als nur Ausdruck einer Tugend der Sparsamkeit und Ökonomie. Nebst Reparaturen gehören wie selbstverständlich auch Service- und Unterhaltsleistungen dazu. Wir erhalten mittlerweile solche Flicker/patches im Monatsrhythmus für Betriebssysteme von Computern, die allem Anschein nach sehr anfällig auf Defekte aller Art sind, Datenverluste verursachen und -reparaturen nach sich ziehen: «Löcher», «Viren», «Bugs». Es ist insofern keineswegs falsch zu behaupten, ein Microsoft-Betriebssystem sei ein totales Flickwerk. Doch nicht nur PC-Doktoren, Servicestellen und Kundendienste sind die neuen Flickzentren, die immer öfter erst gegen Aufgeld arbeiten (der Störungsdienst der früheren PTT ist längst zum einträglichen Wartungsdienst mit verschiedenen Kunden- und Preissegmenten, je nach Garantievertrag, mutiert), sondern auch viele Beratungsstellen sind purer Euphemismus für Korrekturen, Verbesserungen, Konfliktbeseitigungen aller Art. In Wädenswil gibt es z.B. gemäss Monatskalender des Verkehrsvereins (1/2004) nicht nur die obligaten Notfallnummern, sondern Beratungsstellen zu Lebenshilfe (11, z.B. Familien-Paar-Einzelberatung, Hilfe bei Legasthenie), zu Sozialem (39, z.B. Alimente, Finanzprobleme, Jugendberatung, Mahlzeitendienst, Stipendien), zu Gesundheit und Wohlbefinden (46, z.B. Akupressur, Beckenbodentraining, Biokosmetik, Cranio-Sacral-Therapie, Ideokinese, Jin Shin, Meridianarbeit, Pédi-Suisse, Shiatsu). Fast scheint es, als ob der Begriff selber schon Magie genug ist, Heil und Heilung zu initiieren.

Das soziale Flicker in Form verschiedener Therapien – vergessen wir nicht den Staat mit seinen Gefängnissen und die Kirchen mit ihren Beichtstühlen – geht mittlerweile vor allem den öffentlichen Stellen so ins Geld, dass es auf einer Metaebene neue Hilfskonstruktionen gibt, die sich «Controlling» nennen, um die Spreu vom Weizen zu trennen, also Scheininvaliden von Echtninvaliden, Arbeitslose von Arbeitsscheuen, notorische Streithähne von kompromissbereiten Optimisten. Diese Beratung der Beratung versucht wie eine Rückversicherung, Risiken (das sind de facto interne Kosten) zu minimieren.

Erinnern wir uns vorerst, worum es beim *Flicken* überhaupt geht. Wenn wir genauer hinschauen, sind wir umzingelt von Begriffen, die eine grosse Bandbreite von Flickqualitäten aufzeigen: flicken, reparieren, sanieren, renovieren, restaurieren. Man könnte von einer Automatisierung der Korrektur reden, weil das Auswechseln von Teilen nach einer bestimmten Zeit der Nutzung fällig wird.

Vordergründig geht es beim Flicken um den Erhalt einer Funktion. Indem möglichst schnell ein Flicken appliziert wird (z.B. Velopneuflick), kann weiteres Unheil vermieden und somit eine Aufgabe weitergeführt werden. Flicken ist in der Nomenklatur der Ausbesserung der roheste Begriff, weil er weder Sachkenntnis noch viel Aufwand zu benötigen impliziert. Auch spielt die Ästhetik keine Rolle, die Hauptsache ist die möglichst schnell wieder erhaltene Funktionstüchtigkeit. Flicken meint immer das, was man als unmittelbare kulturelle Handwerksfähigkeit intus hat. Es ist das ungelernete, oft provisorische Handeln im Notfall («heb/chleb»), das nicht zuletzt zwischen Versuch und Irrtum oszilliert. Dazu gibt es bei einem Kauf von Dingen vielfach als Supplement ein Reparatur-Set, das Reserveknöpfe enthält, ein Stück Stoff oder zwei, drei Meter Originalgarn, mit dem sich ein Schaden beheben liesse. Ob diese das Leben verlängernden Massnahmen im möglichen Umfang genutzt werden, darf nämlich bezweifelt werden.

Nebst diesem notwendigen, also eine Not abwendenden Flicken geht die Reparatur, technisch betrachtet, einen Schritt weiter. Sie versucht nicht bloss eine unmittelbare Instandstellung, sondern stellt etwas wieder her, wie es das Wort ausdrückt (z.B. Zahnreparatur), oder, wie es der Begriff Sanierung impliziert, macht etwas wieder heil. Diese Wiederbereitstellung umfasst eine Analyse des Fehlers und den entsprechenden Ersatz oder eben die Fehlerbehebung am entsprechenden Ort. Dazu ist oft ein Rapport oder eine Schadensanalyse notwendig, die mögliche Massnahmen ins Auge fassen. Weil damit der Kern des Problems gelöst ist, sollte eine Reparatur keine weitere Reparatur nach sich ziehen. Anders im Fall eines Flickens, der/das bloss einen Notbehelf darstellt und wo eine Analyse aufgrund von Zeitmangel oder fehlender Kenntnis nicht gemacht wird, wo sie sich auch nicht zwingend aufdrängt, da es sich zumeist um lokal überschaubare Schäden handelt. Im Sprachgebrauch meint Flicken nicht nur etwas Plötzliches, Unvorhersehbares, sondern auch etwas relativ Kleines. Eine Reparatur sieht sich bereits mit einer etwas komplexeren Schadenssituation konfrontiert. Einer übrigens auch, die man kommen sieht, die sich ausweiten kann respektive die man möglichst schnell beheben sollte. Weil ein Schaden auch einen Prozess darstellt, kann man diesen auch zu verhindern suchen: prophylaktisches Handeln ist vorwiegend kontrollierendes Handeln (z.B. Dentalhygiene, regelmässiger Gesundheitscheck oder Wettertauglichkeit von Fahrzeugen etc.). Bei einer Reparatur kommt es aufgrund der Analyse häufig vor, dass der Ersatz kostengünstiger ist als die effektive Reparatur. Dabei spielt es eine zentrale Rolle, ob das beanstandete Objekt noch aktuell ist (ob eine Firma vorhanden ist, die Ersatzteile und Zulieferung garantieren kann).

Liegt etwas Serielles vor, wird mit grosser Wahrscheinlichkeit der entsprechende Teil ausgetauscht. Bei einem Einzelstück dürfte der Reparaturaufwand geringer sein als die Beschaffung eines Ersatzes. Um mögliche Reparaturen hinauszuzögern, also die Abnutzung einzuschränken, gab es heute eher als antiquiert betrachtete Schonelemente: der abnehmbare Kragen, die Bleistiftverlängerung, die Buchhülle, der Ärmelschoner, die Bartbinde, die Duschhaube, die Krawattennadel, die Gamaschen oder die Hosenstosklammer. Weiter im Gebrauch sind heute Schutzmäntel für Boote, Motorräder, technische Geräte, weil sie nicht allzu oft benutzt werden; sie sollen schliesslich nicht durch Witterung mehr leiden als durch effektiven Gebrauch. Solcher Art abgedeckte Instrumente erinnern aber auch daran, dass wir sehr viel mehr Gerät um uns haben, als wir regelmässig gebrauchen. Nochmals einen Schritt weiter geht die *Renovation*. Diese Erneuerung zielt jenseits der wieder erstellten Funktionstüchtigkeit zusätzlich auf einen ästhetischen Mehrwert. Hier wird die alte Substanz soweit erhalten, als sie in das ästhetische Konzept eingegliedert werden kann. Bei dieser Verschönerung ist aber der äusserliche Glanz massgebend und nicht unbedingt die eigentliche Funktion. Bei einer Renovation kann also durchaus Stilechtheit vorgegaukelt werden, gerade weil die Oberfläche und nicht die Substanz im Zentrum steht. Leute, die renovieren, reklamieren aber in jedem Fall Fach- und Sachkenntnis, zumindest hinsichtlich der Oberfläche. Ähnliches Tun beinhaltet das Wort *Retusche*. Hier wird verschönert, indem der Originalzustand geradezu eliminiert wird. Aus der Phantasie heraus wird eine Ästhetik konstruiert, egal ob sie analog (mit dem Marderhaarpinsel) oder heute vor allem digital (mit sprechender Nomenklatur: Reparaturpinsel, Ausbesserungswerkzeug, magischer Radiergummi, Anti-Rote-Augen-Stift etc.) geschieht. Wieviel bereits früher, z.B. auf Postkarten des frühen 20. Jahrhunderts oder in der Werbeindustrie, retuschiert und gefälscht wurde, sieht man im Laufe der Zeit immer besser; wenn das originale Silber fast gänzlich wegen schlechter Fixierung aus den Fotos oder Lithografien verschwunden ist, bleibt die Retuschefarbe satt und sichtbar übrig.

Eine Schwester der Renovation ist die *Restauration*. Menschen mit einer solchen Ausbildung würden nie von sich sagen, sie würden flicken, weil das in ihren Ohren unpassend, ja obszön tönt. Merkmal dieser handwerklichen Profis sind wiederum die analytischen Kenntnisse, die sie kraft ihres Wissens, ihrer Leidenschaft und ihrer Erfahrungen in einen «Problemfall» einbringen. Sie stellen nicht nur einen Gegenstand wieder in seiner (technischen) Funktion und seiner (idealisierten) Ästhetik her, sondern betten ihn zusätzlich in einen historischen Kontext. Sie flicken sozusagen nebst der Oberfläche auch die historische Tiefe: Der Gegenstand repräsentiert Geschichte. In ihren Händen gedeiht er zum Vertreter eines Geschichtsverständnisses, er wird zum Massstab ihrer Kunst und ihres Könnens.

Recycling, um einen weiteren Re-Begriff zu erörtern, steht jenseits all dieser Begrifflichkeiten. Deshalb sei er nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Recycling versteht sich grundsätzlich als etwas aus alten Ausgangsmaterialien neu Geschaffenes. Hier wird mit einem alten, ausgemusterten Material

eine gänzlich neue Form und Funktion geschaffen. Die Aura des Neuen besteht darin, dass es das Alte, Vergessene, Verlorene sozusagen als nostalgischen Wert mitschleppt und als Rohmaterial durchschimmern lässt.

Einer der aktuellsten Trends globaler Sanierungswünsche ist nicht im handwerklichen Bereich zu finden, sondern in der Wiederherstellung oder Modellierung der eigenen Identität. Dass ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohnen soll, ist nur die Hälfte der Wahrheit. Die andere Hälfte meint, dass dieser gesunde Körper erst geschaffen werden müsse. Die Dichotomie besteht nicht zwischen gesund und krank, sondern zwischen schön und hässlich, respektive zwischen dem, was man, via Medien kommuniziert, selber als schön empfindet und dem, was man in der Wiederherstellungschirurgie oder der Schönheitsmedizin erreichen kann und was Lifestyle- und Beauty-Magazine ohne Unterlass propagieren. Der Körper ist in dieser Vorstellung nicht nur eine Maschine, die repariert wird, wie es die Verballhornungen «Knochenschlosser» oder «Zahnklempner» suggerieren, sondern er wird renoviert respektive das Ego wird bezüglich seiner Fassade und Form einer Renovation unterzogen, indem da und dort das vermeintliche Zuviel abgesaugt, herausgeschnitten oder geliftet wird oder das Zuwenig vergrößert, implantiert oder unterspritzt wird. Der Mensch ist zu einem (bisweilen süchtigen) Konsumenten der Schönheitstechnologie geworden, für die er einen stolzen Preis auszugeben bereit ist, gerade weil Schönheit und Jugendlichkeit als Kapital bildende Faktoren gelten. Ziel ist die schad- und (vor allem postoperativ hergestellte) narbenlose Verschönerung. Dass bei solcher Identität stiftenden Generalüberholung nicht immer alles zum Besten läuft, liegt in der Natur der Sache. Denn der Mensch ist tatsächlich keine zerlegbare Maschine, die nach Flickschema zu reparieren und gut geschmiert wieder zusammenzubauen ist. Das individuelle Leben kennt zu viele Imponderabilien, als dass jedes Ergebnis der Idealvorstellung entspräche. So ist der Körper des Menschen (und mit ihm zunehmend seine Haustiere), sozusagen als Basis einer Selbstfindung und Bewusstwerdung, selber zum Material geworden, das sich formen, berechnen und bezahlen lässt.

Was treibt den Menschen überhaupt zum Flicker an? Bestimmt ist es der Notfall, also der unmittelbare Zweck, eine Arbeit vollenden zu können. Dann aber auch die Sparsamkeit, ein gutes Stück nicht einfach zu vermüllen (z.B. ein Paar Schuhe, die exzellent sitzen). Darüber hinaus spielt auch die individuelle Zuschreibung zu einem Stück Material eine Rolle (einer Strickjacke, die Erinnerungen weckt), zu einem Werkzeug, das Zeuge seiner Zeit ist (fast ein Museumsstück), zu einem Gegenstand, den man selber geschaffen hat. Flicker heisst hier immer, die Aura des Besonderen zu erhalten, oder umgekehrt: Durch das Flicker eignet man sich ein Stück erst recht an. Ein geflickter Gegenstand ist, gerade aufgrund seiner investierten Zeit, auratisch und erhält eine Erinnerung und Sinn stiftende Funktion. Ein geflicktes Stück ist immer auch explizit antimodisch. Damit ist Flicker keineswegs nur eine handwerkliche Sprache der Armut, sondern auch der

Vernunft, die danach trachtet, die Lebenszeiten von Produkten zu verlängern. Dieses neue Sparbewusstsein, zu dem die Flicktechniken gehören, gedeiht dort besonders, wo die Mode, also der stete Wechsel des Äusseren (wie bei Textilien), kaum eine Rolle spielt (Gegenstände, Arbeitsgeräte), und wo die Erstinvestitionen eine Reparatur vollumfänglich rechtfertigen (Maschinen, Systeme).

Wenn man heute Leute nach Geflicktem fragt, holen sie alte Gegenstände aus dem Schrank, die ihnen lieb und damit teuer sind. Nicht mehr die Funk-

tion ist relevant, sondern der ideelle Wert; er hat sich abgekoppelt und lässt den ehemaligen Massengegenstand zum Einzelstück werden. Dabei haben sie wohl im Laufe des vergangenen Jahres mehrfach etwas instandgestellt. Folglich wird das Geflickte gar nicht mehr als Geflicktes wahrgenommen, sondern als etwas Spezielles, als nostalgisches



Requisit. Was geflickt wurde aus wahrer Not, aus Armut, das zeigt man aus Scham nicht. Dabei sind wir alle entweder Nagler, Leimer, Verdrahter, Taper, Öler, Klempner oder Stopfer.

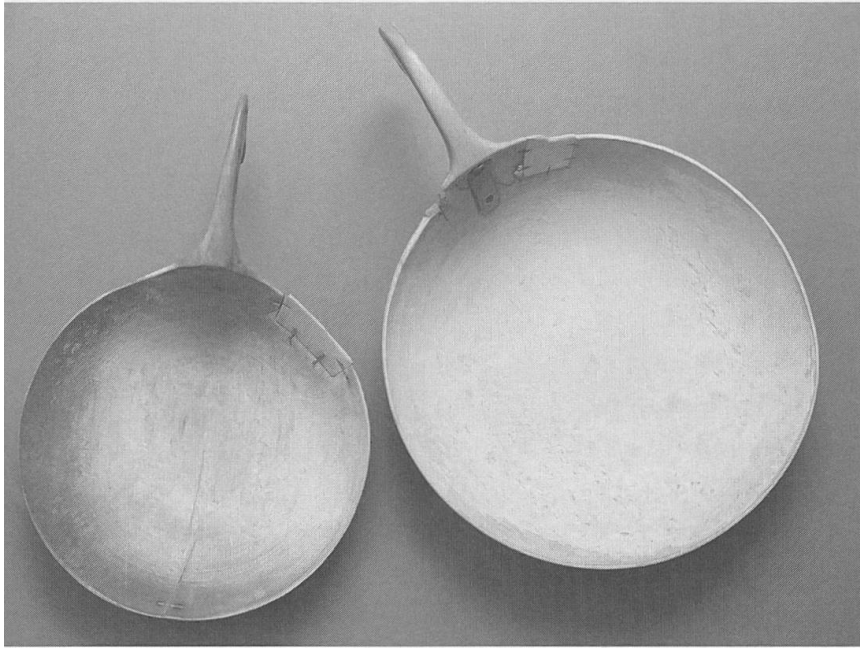
Wellenmässig entdeckt auch die Mode die Ästhetik der Armut. Es ist ein Auf und Ab kultureller Werte zu beobachten: Waren die mit Nieten und Sicherheitsnadeln verletzten und gleichzeitig geflickten Jeans der Punks noch autochthone Selbstrepräsentation, die innerhalb kurzer Zeit zum Modechic avancierten, haben bestimmte, von getragener Wäsche abgeschautete Behandlungstechniken (stonewashed, gebleicht, künstlich zerrissen, mit Sicherheitsnadeln oder Nieten zusammengehalten) den Weg in die Trendboutiquen gefunden. Hier zeigt sich ein anderes Phänomen. Geflickt werden kann/muss in unseren Breitengraden kaum mehr etwas Textiles, aus zwei Gründen. Nicht nur sind Alltagskleider als Verbrauchsmaterialien verhältnismässig viel billiger als früher, sondern sie sind auch der jährlich wechselnden Mode unterworfen, weshalb sie nicht mehr im Bewusstsein des Erhaltens figurieren. Zudem werden sie nicht mehr ausgetragen, also nicht mehr auf natürliche Weise abgenutzt. Dazu kommt, dass kaum mehr jemand Arbeit verrichtet, die Kleidung wirklich strapaziert; wo dies noch der Fall ist, gibt es berufseigene Überkleider, die für die Erhaltung der *corporate identity* längst ausgewechselt werden, bevor sie aufgrund von Flickstellen einen Imageschaden anrichten könnten.

Das Paradigma des kleinen Flicks, das bei einfachen Leuten mit wenig Einkommen noch ausgeprägter ist als bei jenen, denen der Wohlstand das entsprechende Bewusstsein genommen hat, ist sozusagen genetisch in der Natur verankert. Jede Baumrinde, jede Hautwunde wird als Defekt sofort wieder behoben. Die kleine Reparatur ist de facto eine natürliche Reaktion auf eine Verletzung. Wenn die Natur damit den Schaden so klein hält wie möglich, könnte dies auch ein Vorbild für die Kultur des Flickens sein: Wie das organische Material unmittelbar heilt, so haben dieses Konzept auch die Menschen verinnerlicht, die noch näher an der Natur dran sind. Sie sehen und erkennen das, was die Reparaturforscher und Werkstoffprüfer als Risskeim im Rissspitzennahfeld bezeichnen, also die frühest mögliche Erkennung einer Schadstelle. Dies hat nicht nur mit der sozialen Schicht zu tun (etwa in dem Sinne, dass eher die «kleinen Leute» noch flicken), sondern mit dem biografisch und historisch gewachsenen Bewusstsein, wie Natur funktioniert, wie sie nach Läsionen wieder vernarbt. Auch diese Erkenntnis unterliegt der Erfahrung einer Notsituation. Somit ist das Bewusstsein über diese natürliche Technologie beileibe kein antiquiertes Verfahren, sondern topaktuell. Das Montagsauto ist schlicht die Chiffre einer Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft, welche die Ermüdung von Mensch, Material und Maschine als Teil des Bruttosozialprodukts betrachtet.



Noch etwas Weiteres steckt im Flickern, jenseits der Wiederherstellung der Funktion: die unmittelbare, sinnlich-sinnvolle Beschäftigung. Wieviele Freizeit- und Mussestunden werden zur Wiederherstellung von alten Apparaten, Mühlen, Lokomotiven, verschwundenen Technologien aufgewendet. Man gehe an eine Antiquitätenmesse und bestaune, wieviel Funktionierendes stets zum Verkauf ausliegt, wobei sich der Preis nicht nach den investierten Stunden berechnet, sondern an seiner kollektiven Einbettung bemessen ist: Je mehr Leute das Stück haben möchten, umso teurer ist es. Ziel dieses uneigennütigen Tuns, ausrangierte Praktiken und Techniken anzuwenden oder Objekte in einen funktionalen und ästhetischen Zustand zu versetzen, den sie kaum je hatten, ist, ihnen wenn möglich ein dokumentarisches Ambiente zu verschaffen und sie schliesslich in ein (lokal)museales Dasein zu überführen. Im Kontext des Flusses und Überflusses hat das Antiquierte die Sinnfunktion, etwas jenseits neuer Technologien noch verstehen zu können, weil die zentralen Bestandteile, die offensichtliche Technik, die haptische Materialität noch einsichtig sind, gerade weil sie vorwiegend mechanisch strukturiert sind. Als Ausgleich zum Dienstleistungsjob ist die Freizeithandwerkelei prädestiniert, den kollektiven Druck am Arbeitsplatz mit einer individuell-autono-

men Tätigkeit, mit Spass und heimlichem Stolz hinsichtlich finanzieller Gestehungskosten zu kompensieren. Die finanziellen Investitionen und die aufgewendete Zeit für die Reparatur im Vergleich zur Neuanschaffung sind sekundär. Der gemeine Begriff des Flickens wird positiv assoziiert, als Signum von Selbständigkeit und Kompetenz gehandelt und fördert die nachbarschaftliche Solidarität, die sich in vereinsmässig organisierten Tauschkreisen (mit Taler oder Zeitkonti) ausweist.



Geflickte Milchschaufeln, Museum Appenzell. An Rand und Griff sind mit Drahthaften kleine Holzflücke fixiert.

Messerschleifer zu bestimmten Jahreszeiten die Bauernhäuser aufsuchten und die entsprechenden Dinge: Geschirre, Riemen, Sättel, Matratzen, Besteck und Maschinen wieder in Ordnung brachten, wofür sie mit Naturalien und Kost und Logis bezahlt wurden. Die heutigen Störhandwerker sind die Abgesandten der Hersteller, die ein Produkt laufend überwachen, im regulären Betrieb kontrollieren, vor Ort justieren, während schon zahlende Kunden im Gefährt sitzen und sich über laute Knackgeräusche bei Weichen oder über die langsame oder funktionsuntüchtige Türautomatik beschweren. Das Gehalt der Serviceleute, die somit den verlängerten Arm der Fertigungsindustrie bilden, ist in der Offerte bereits eingerechnet. In der Folge entsteht eine Art Garantiekultur, die das Leben von (geleaste) Produkten im Sinne einer Produkthaftpflicht absichert und den potentiellen Konsumenten schützt. Dies ist vor allem deshalb notwendig, weil nicht nur viele neue Produkte, oder Produkte unter neuem Namen oder unter neuer Oberfläche, auf den Markt drängen, sondern weil diese Produkte in der Zusammensetzung und Herstellung so komplex sind, dass die Marktreife gar nicht mehr abgewartet werden kann, sondern erst im Markt selber dem Reifetest, sprich der Akzeptanz, unterzogen wird. Da ist es für die Industrie einfacher, ein Produkt zurückzurufen und allenfalls zu ersetzen (und damit ein Image

In unserer Wirtschaftsstruktur wird sogar immer mehr geflickt, weil Flicker ein Teil der Produkteinführung geworden ist. Weil heute komplexe Technologien an die relativ einfachen Anforderungen erst vor Ort und im realen Alltag überprüft werden können (vgl. die sich über Monate hinziehende Einführung des Cobra-Trams in Zürich), gehört der mobile Reparaturkasten zum Ausrüstungszeug. Heute sind es also nicht mehr Wanderarbeiter und Störhandwerker, die als Kesselflicker, Hafensbinder, Schneider, Schuster,

als verantwortungsbewusste Firma zu suggerieren). Oder die Firmen stellen pausenlos, wie in der Computerindustrie mit ihren digitalen «Blätzen» zum Herunterladen, ihre z.T. kostenpflichtigen Aufdatierungen (updates) zur Verfügung und kaschieren auf diese pseudokulante Weise ihre Fehlbarkeit. Dies scheint als Strategie erfolgreicher zu sein als ein Produkt oder Programm so lange zu testen, bis die Marktchancen im harten Konkurrenzkampf gegen Null sinken; Ankündigung verspricht Absatz, nicht eine gut eingeführte Marke.

Der volkscundliche Topos vom Umgang mit Sachen muss heute also ausgeweitet werden. Die Dinge haben unterschiedliche Qualitäten, stammen aus verschiedenen Preiskategorien und verlangen deshalb eine differenzierte Behandlung, wenn Schäden auftreten: vom schnellen Flick Marke Eigenbau über den kompetenten Kundenservice mit entsprechenden Offerten bis zu mühseligen help- oder hotlines mit kostenintensiven Warteschlangen und ungewisser Hilfeleistung. Dass immer wieder untaugliche Produkte auf den Markt kommen, hängt aber nicht nur mit neuen Moden zusammen, sondern auch damit, dass langjähriges Betriebswissen immer mehr verloren geht, wenn gute Arbeiter frühpensioniert oder auf Knall und Fall ersetzt werden, so dass die gleichen Fehler immer wieder auftauchen (unsinnige Verpackungen und Verschlüsse, nicht trennbare Verbundstoffe, nicht stapelbare Joghurtbecher etc.).

Eine letzte Beobachtung soll hier noch angeführt werden. Vermehrt werden Arbeitslosenprojekte damit beauftragt, Flickwerkstätten einzurichten, welche die Triage von Reparatur, Recycling oder Entsorgung vornehmen. Gegen dieses sinnvolle Tun ist an sich nichts einzuwenden, doch bleibt ein gewisser Vorbehalt. Damit wird nämlich das Flicker in sozial untere Schichten verbannt, obwohl es gerade dort nur einen kleinen Teil ausmacht. Oder anders ausgedrückt: Der Wert des Flickens wird nicht anerkannt, weil die Flickstelle nicht mit Fachpersonen besetzt ist, sondern von branchenfremden, eher demotivierten Kräften. Damit werden die vielerorts angewandten, z. T. komplexen und fachspezifischen Flicktechniken wieder arg auf die Simplizität des Nothelfers zurückgestutzt. Flicker, Reparieren und Instandstellen sind aber weit jenseits einer blossen Ökonomie des Notbehelfs und der Abfallverwertung anzusiedeln, nämlich als Dialektik von Werten.

Fritz Franz Vogel, Einsiedlerstrasse 34, 8820 Wädenswil

Fotos: Gewerbemuseum Winterthur

Literatur

Korff, Gottfried (Hg.): Flick-Werk. Ausstellungskatalog. Stuttgart 1983.

Stirnemann, M. Vänçi/Vogel, Fritz Franz: flick gut! Panne, Blätz, Prothese. Kulturgeschichtliches zur Instandstellung. Marburg 2004.

Ausstellung

Gewerbemuseum Winterthur, bis 3. Oktober 2004, Dienstag bis Sonntag 10–17 Uhr.

Weitere Informationen, Ausstellungsrundgang, Linkliste und/oder Buchbestellung: www.flickgut.ch